

Bücherschau

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur**

Band (Jahr): **7 (1912-1913)**

Heft 4

PDF erstellt am: **23.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

anständigen Sachen Platz machend abzogen). Der eigentliche Veranstalter ist der tapfere Herwarth Walden von der Berliner Wochenschrift Sturm. Ein merkwürdiges Zusammentreffen ist es außerdem, daß jetzt, wo zwei neue Salons sich der übrigen jüngsten Kunst aufgetan haben — Goltz, von dem ich schon berichtete, und Schmid-Diehl, der uns eine Moldekollektion zeigt, daß gerade jetzt bei Tannhäuser zu einem Hauptcoup ausgeholt wird.

Damit das Maß voll wird, erwähne ich noch einen Schönberg-Abend. Leider kann

ich eine gewisse Enttäuschung nicht verhehlen. Es war eine etwas monotone Folge von Lederbissen, melodramatische Vertonungen zu den Pierre Lunaire-Gedichten von Giraud. Amüsant, bizarr, komisch und grotesk, gewiß; aber man müßte zuerst einmal selbständigere Schönberg'sche Musik hören. Fast größer war die Überraschung einer Schwentung Regers zu Wagner und zu Debussy in der Romantischen Serenade nach Eichendorff, die uns von Hoëpflin nebst anderen symphonischen Neuheiten meisterhaft vorführte.

Paul Klee

Bücherschau

Ernst Zahn, Die Frauen von Lamio. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1911.

Zahn hat für mein Empfinden etwas Hartes, bisweilen Brutales. Wie er als ganz tüchtiger Restaurateur wahrscheinlich seine befragten Untergebenen mit sicherem, festem Blick da und dort hin weist, so geht er auch verblüffend gewandt mit seinen Romanfiguren um. Aber wie im Bahnhofbüffet zu Gösschenen ein Blick auf das Auge des Patrons lehrt, daß die flinken Schwarzen nicht ganz von innen heraus handeln, so entgehen einem im Roman auch die feinen Fäden nicht, mit denen die Personen geleitet werden. Manchmal sind es wohl auch Bindfäden und Stricke, damit nichts reiße, so energisch und so routiniert-vorsehend arbeitet der Meister. Ich halte Zahn für einen der allergewandtesten Erzähler der Neuzeit. Aber diese manchmal wirklich beispiellose romantische Geschäftsgewandt-

heit ist doch nicht so, daß sie das gerade bei den delikatesten Geschäften am wenigsten zu verratende verbürge: die Absicht. Auch seine Romanuntergebenen schielen gewissermaßen von Zeit zu Zeit fragend nach ihm hin, ob sie ihre Pflicht als Teile des Ganzen auch wirklich perfekt erfüllen. Und in dieser Absicht liegt die Härte. Zahn denkt beim Schreiben zu viel an die Wirkung. Was gibt er nicht für einen effektvollen Gegensatz! Eine direkte Gefühlsroheit kostet ihn da zur Ausnahme einmal nichts: es ist unter seinen Gedichten eines (Gedichte S. 135), das ich ihm darum noch nicht verziehen habe. So liebt er harte Themen, schwer lastet die Faust auf Held und Leser (denn mit dem unheimlich Schweren, Lastenden erstrebt er Wirkung), und wie es geschickte Chirurgen geben soll, die im Eifer beim interessanten Fall vergessen, daß sie einen empfindenden Menschen unter dem Messer haben, so denkt Zahn beim Kombinieren des

Effektes bisweilen nicht daran, ob es Helden oder Leser schmerze. Kurz, ich fasse meinen Haupteindruck in die Worte zusammen: er kann bitter wehtun.

Was Wunder, daß Zahn sich an diesen Stoff machte. Eine furchtbare ererbte Krankheit (wer mehr darüber wissen will, lese bei Anton Hoefli, Geschichte und Stammbaum der Bluter von Tenna, Basler Diss. 1885) lastet auf einer Gegend unverdient und versagt Menschen das ersehnte volle Lebensglück. Man vergleicht unwillkürlich mit der Schicksalsfügung in der alten Ödipus Sage. Nun freilich, beim Geschick des Heldenpaares Daniel Pianta und Anna Julia Balmott hat die Motivierung kräftig eingesezt. Pianta geht einen großen Kampf mit der Natur selbst ein. Das darf schon viel kosten. Es kostet Entsagung. Dazu ist er Optimist, der leicht zu viel für seine Kräfte unternimmt. Und auch Anna Julia muß erfahren, daß das Große in der Welt nur mit eigenem Herzblut geleimt wird. Opfert sie doch das Glück ihrer Schwester der Sache, wie könnte sie da ihr eigenes Glück allem voranstellen! Pianta und Anna Julia Balmott sind Prophetennaturen, die nur arg zerfetzt als Sieger aus dem Kampfe mit dem ungeheuerlichen Geschehe hervorgehen können. Aber die Masse der andern im Hintergrunde? Da liegt wiederum die Härte. Jene Härte, die wohl vieles gemein hat mit dem trozigen Gebaren der Berge, welche einem grausen Alpdrucke gleich über diesen Menschen drohen; jene Härte, die aber Zahn auch nötig hat zur Erreichung des schließlichen Effektes; jene Härte, die genau ausgerechnet dem modernen Menschen den nötigen Nervenkitzel liefert.

Das vorige Mal war's ein neuer Pfarrer, der in einem absonderlichen Dorfe absonderliche Ideen verwirklichen wollte.

Diesmal ein neuer Lehrer. Das Thema ist nachgerade in der schweizerischen und süddeutschen Literatur beliebt. Neu ist Zahn weder stofflich noch technisch. Aber das muß man ihm lassen: ein Allermeltskerl im spannenden Erzählen ist und bleibt er, mit Freude verfolgt man sein geschicktes Vorgehen; wie vortrefflich ist gleich anfangs die revuenartige Vorstellung der Hauptmasse der Figuren vor dem Schulhause. Und so bis zur letzten Seite. Trotzdem man immer den Eindruck des verstandesmäßig Konstruierten behält, freut man sich daneben an wirklich gesehauenen Bildern. Ich muß hier ein kurzes typisches Beispiel anführen (S. 13): „Aber es war doch nie einer, der das Kind übersah, auch wenn er den fremden Namen überhörte. Das geschah, weil in den scheinbar ausdruckslosen Augen zeitweilig kleine jähe Lichter aufstiegen, jetzt und jetzt wieder, ganz wie aus einem tiefen Wasser, man weiß nicht woher, lautlose Perlen an die reglose Oberfläche kommen.“ Zahn ist eben auch ein Meister der Sprache, wennschon er in geschraubten und undeutlichen Wendungen, besonders in den ersten Partien des Romans sich etwas verirrt hat.

Trotz alledem ist zu sagen, daß das Buch als gesunde Lektüre für die Masse der Leute mit besserer Durchschnittsbildung freudig begrüßt werden kann. Er kennt sein Publikum. Es ist ebenso bezeichnend als vorteilhaft für die Schreibweise der Schweizer Schriftsteller, daß fast alle daneben noch einen Beruf ausüben.

Eugen Geiger
Alexander von Gleichen-Rufwurm,
Freundschaft. Eine psychologische Forschungsreise. Stuttgart bei Julius Hoffmann 1911.

Die unheimliche Fruchtbarkeit Gleichen-Rufwurms, der nun zum vierten Mal ein etwa 500 seitiges Konvolut — je nach Ver-

lauf eines Jahres — auf den Büchermarkt wirft, kann durch die Tatsache eine Ehrenrettung erfahren, daß die beiden letzten Erscheinungen „Das galante Europa“ (1910) und „Freundschaft“ (1911) ebenfalls Früchte des jahrelangen Studiums sind, welches die Darstellung der Geselligkeit Europas („Geselligkeit“ 1909) zum Zwecke hatte.

Es ist nun gleich zu bemerken, daß eine sachliche Nachprüfung des ganzen Buches vom Rezensenten kaum erwartet werden kann, da das reiche Material ohne irgend welche Quellenangabe verwertet wurde; es ist das wie bei den frühern Bänden zu bedauern. Ein Personenregister ist diesmal wenigstens angehängt; dafür fehlt aber jegliches Inhaltsverzeichnis. Der Verfasser scheint seine ästhetische Betrachtung mehr als früher nach einer wissenschaftlichen Methode gemacht zu haben; die Absicht dazu lese ich aus den Sätzen im Vorwort. „Ihm (dem Thema) gerecht zu werden, verlangt fast noch mehr Freimut und schonungslose Aufrichtigkeit, als andere Aufgaben dem Philosophen und Kulturhistoriker zumuten. Er muß mit Geduld dem versteckten Werdegang der Empfindungen nachspüren und deren Einflüsse seinem zu rasch gefaßten, modern getönten Urteil unterwerfen. Er darf sich weder begeistern noch entrüsten, die heißen Schwierigkeiten nicht umgehen, sondern muß einfach mit herzhafte Ernst auch diese ins Auge fassen und an die rechte Stelle rücken“ usw. Nun, das sind eigentlich selbstverständliche Dinge.

Was mir bei dieser Art Moralphilosophie etwas zuwider ist, das ist die Zersplitterung, verursacht durch die den Zitaten gelassene Bedeutung. Sie sind noch zu wenig verarbeitet. Freilich, der Zitatensatz des Buches ist an sich schon wert, daß man es besitze. Was die interessantesten Menschen vom Altertum bis heute wertvolles über

das Thema geäußert haben, ist da vereint. Und das alles ist in ursächliche Verbindung gebracht. Eine Vorstellung vom Umfang des Stoffes geben die Überschriften der acht Teile „Freundschaft oder Liebe“, „Philosophische Grundanschauungen“, „Neue Bahnen“, „Waffenbrüderschaft und Minne“, „Vom freundschaftlichen Verkehr“, „Empfindsamkeit“, „Romantische Züge“, „Freundschaft und Liebe“.

Meines Wissens ist hier tatsächlich zum ersten Male im Zusammenhang über dieses Thema in ausführlicher und zusammenfassender Weise geschrieben worden; mit Sachkenntnis, wenigstens in den Teilen, wo ich mir ein Urteil zumuten darf. Und auch dieses Buch Gleiches-Rußwurms ist nicht für die Zünftigen geschrieben. Dem Gebildeten im Allgemeinen will es neue Bahnen erschließen. Und wirklich, diese psychologische Forschungsreise, die wir mit dem beredten Führer durch weite Länder und Zeiten machen dürfen, sind so, daß starke bleibende Eindrücke entstehen, um so stärkere, je echter und gründlicher die Bildung des Lesers ist.

Eugen Geiger

Geschichte der Kunst in Frankreich. Von Louis Hourticq. Mit 887 Abbildungen und 4 Farbentafeln. Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart 1912. 475 Seiten. In Leinwand geb. 6 Mark.

Die zwei ersten Bände dieser internationalen Sammlung *Ars una species*, die Geschichte der Kunst in Großbritannien von Walter Armstrong und die der Kunst Norditaliens von Corrado Ricci, haben wir an dieser Stelle schon gebührend gewürdigt. Das Prinzip, die Arbeit jedesmal einem Vertreter der betreffenden Nation anzuvertrauen und sie gleichzeitig deutsch, französisch (Paris-Hachette), englisch (London, Heinemann), italienisch (Bergamo, Arti Grafiche), spanisch

(Gutenberg, Madrid) in mustergültigen, wie ein Original sich lesenden Übersetzungen erscheinen zu lassen, ist ausgezeichnet und ein schöner Beweis nicht nur weiser Sparsamkeit — die feinen Abbildungen können somit fünf verschiedenen Ausgaben dienen, und der Preis kann bei vorzüglicher Ausstattung stark vermindert werden — sondern auch lobenswerter internationaler Verständigung. Der vorliegende Band ist um 20 Seiten stärker als die englische und um 50 Seiten stärker als die italienische Kunstgeschichte. Es enthält bei gleichem Preis 287 Abbildungen mehr als jenes und 120 mehr als dieses Werk. Der Erfolg der Sammlung ist somit als gesichert zu betrachten, und wir sehen dem deutschen, flämischen, holländischen, süditalienischen, spanischen, portugiesischen, römischen, griechischen, byzantinischen, amerikanischen, ägyptischen, chinesisch-japanischen und indischen Bande mit der größten Spannung entgegen. Den befolgten Grundsätzen getreu, ist auch der Verfasser der französischen Kunstgeschichte vorwiegend auf objektive Belehrung ausgegangen mit weiser Zurückhaltung eines allzu persönlichen Urteils. Wir kennen keine ähnliche Sammlung, die der Hoffmannschen an erzieherischem Wert und gründlicher Information annähernd gleichkäme.

E. P.-L.

Hans Barth-Rom, Osteria. Kulturgeschichtlicher Führer durch Italiens Schenken vom Gardasee bis Capri. Zweite Auflage mit Vorrede von G. d'Annunzio. Preis geheftet in Dreifarbenumschlag nach Entwurf von Prof. Jos. Goller-Dresden Mk. 3.—, elegant in Leinwand geb. Mk. 4.—. Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart. Oh deutscher Fleiß und deutsche Gründlichkeit! Sie hat längst im Gebiet der Reisebücher und der Führer durch Kunststätten ihre Triumphe gefeiert und ihre über-

legenheit bewiesen. Nun betritt sie auch des Bacchus Reich. Ein edler Silen auf seinem Esel schmückt dieses einzige Repertorium feuchtfrohlicher Wissenschaft. Ob Niessche sich die *Gaya scienza* wohl so gedacht hat.

Wer auch nur den hundertsten Teil dieser 350 Osterien durchwandert hat, dürfte nicht mehr unter dem Eindruck des rein ästhetischen Genusses sein. Doch man kann sich ja Zeit nehmen. Groß ist die Auswahl. Wein und Bier ist säuberlich getrennt. Das vollständige Register würde einem Bibliothekar Ehre machen. Ein paar Kneipen haben im Anfang die Gelegenheit zu wirksamer Reklame nicht unbenutzt gelassen. Und vor allem: Gabriele d'Annunzio hat die Vorrede geschrieben. Der große Deutschhasser hat seinen Grimm beim Chianti in der Osteria mit Hans Barth ertränkt und zwingt seine armen Landsleute, die nach jeder Zeile von ihm lechzen, ihn deutsch zu lesen. O grausamer Held, welchen Schmerz bereitest Du den Deinen!

Der deutsche Biedermann, der am Palmsonntag über den Gotthard fährt, um die Osterwoche auf italienischem Boden zu verbringen, muß nun außer dem Baedeker in der linken und Burckhardts Renaissance in der rechten Rocktasche noch Barths Osteria einstecken. Oder wird er den dicken Burckhardt nun daheim lassen? Denn ein Trost ist ihm geblieben; in Barths Osteria werden auch die deutschen Bierkneipen gewissenhaft aufgeführt. Nun fällt es uns nicht ein, das Genre als solches zu verurteilen. Otto Erich Hartleben, „der unsterbliche Prophet des Gottes Bacchus“, hatte mit seinem *Est est schon* einen italienischen Schenkenführer verbrochen, und neidlos rühmte er selbst Barths Buch als „eine Tat“. Es ist also nicht das erste und wird das letzte nicht sein. Wenn es uns gelingt, uns wieder zum griechi-

sehen Ideal zu erheben und dem physischen Genießen eine feinere geistige Unterlage zu geben, so wäre das ein Glück. Der Grieche war trunken, der Deutsche ist betrunken, um nicht mehr zu sagen. Aber dazu bedarf es doch eines weniger groben Tones, als ihn der studentische-teutonische Saufbruder hier anschlägt. Etwas mehr Griechentum, romanischer Schliff, französischer Takt, italienische Leichtigkeit und die Barthsche Osteria wäre bekömmlicher.

Doch es ist ja einer der ersten Versuche dieser Art und mag als solcher gelten. Andere mögen höher streben und in ein Buch über das Römerland zu dem römischen Wein auch etwas römischen Geist gießen.

E. P.-L.

Eine Goethebibliothek. Es ist ein wagemutiges Unternehmen, zu der auf Tausende dickleibiger Bände aufgeschwollenen Goetheliteratur ein neues Unternehmen als „Goethebibliothek“ hinzuzufügen. Man sollte es kaum für möglich halten, daß immer noch Neues ausgegraben werden könnte, das eine Veröffentlichung wirklich rechtfertigt. Und doch scheinen die beiden ersten Bände, die R. G. Wendriner im Berliner Verlage Morawe & Scheffelt erscheinen ließ, den Versuch zu lohnen. Er macht uns in handlichen und sehr hübsch ausgestatteten Bänden mit zwei Werken wieder bekannt, die zur Kenntnis und zum Verständnis von Goethes Leben und Schaffen nicht unwesentliches beitragen, aber längst von dem flutenden Strom der Goetheliteratur in das Meer des Vergessens geschwemmt wurden. Man kann Wendriner dankbar sein, daß er sie unter dem Schutt hervorgegraben hat. Aber bezeichnend ist es, daß man nach so manchem Jahrzehnt nun wieder zu den ersten Büchern über Goethe zurückgreift und mit Vergnügen erkennt, wie viel wertvoller diese schlichten Beiträge tatsächlich sind, als

so vieles, was seither, daran raubend, uns vorgelegt worden ist. Das eine dieser Bändchen ist das nachgelassene Werk des Goethefreundes Johannes Falk „Goethe aus näherem persönlichem Umgange dargestellt“, das 1832 zum ersten Male erschien, und neben den Gesprächen Eckermanns wohl ein bescheidenes Plätzchen beanspruchen darf. Es ist eines der Quellenwerke, aus denen das Wasser noch frisch und ungetrübt durch allzu vielen Wissensstrom fließt, und das man gerne in die Nähe der Goetheschen Werke stellt um es mitunter zur Hand zu nehmen. Falk mag nicht alles mit philologischer Treue wiedergegeben haben, was er Goethe sprechen läßt, doch wollen wir bedenken, daß damals die philologische Kritik noch nicht erfunden war, und daß es Falk darauf ankam, den Sinn und Geist der Unterhaltungen mit Goethe festzuhalten, und das ist ihm in einem Maße gelungen, daß wir auch heute noch mit Vergnügen diesen Goetheschen Geist daraus sprechen hören. Das Buch ist mehr für die naiven Freunde Goethes als für die patentierten Statthalter, die wie eine Mauer sich um den großen Weimaraner herumstellen.

Das andere Bändchen bringt eine Neuauflage der „Beiträge zur Poesie“, die Joh. Peter Eckermann 1824 erscheinen ließ und die schon deshalb ihr Einverleiben in eine Goethebibliothek rechtfertigen, da sie ihm die Bekanntschaft und die für uns so fruchtbar gewordene Freundschaft Goethes eintrug. Diese Beiträge enthalten, wie schon der Titel andeutet, die Betrachtungen und Gedanken eines eifrigen und verständnisvollen Lesers Goethes. Immer ist Goethe der Ausgangspunkt oder der Hinweis jeder Beobachtung, jedes kritischen Exkurses. Es sind viele kluge und geistreiche, auch uns heutige Leser ansprechende Gedanken in dem Büchlein enthalten; es ist für uns beson-

ders wertvoll als Erklärung, was Goethe zu diesem treuen Anhänger hinzog. Hier fand Goethe den Typus — und er konnte ihn aus dem ihm gewidmeten Büchlein klar erkennen — des verständnisvollen Lesers, den Typus seines Publikums, das er für seine Schriften suchte. Den Leser, der sich jeglicher eigenen Persönlichkeit entäußerte, um einen völlig reinen und unbeeinflussten Spiegel für Goethes Wesen abzugeben. Er brauchte keinen Widerspruch, um sich zur Heraustriskalisierung seiner Ideen und Gedanken anregen zu lassen, wohl aber interessierte ihn ein solches reines Gefäß, in das er seinen geistigen Überreichtum ausgießen konnte, in dem er ihn wohl aufgehoben wußte. Als dieses willkommene Reagens, auf dem er alle seine Werke und Ideen in ihrer Wirkung prüfend beobachten konnte, erkannte Goethes Scharfblick den Verfasser dieser Beiträge, und so zögerte er nicht, ihn vor allen seinen Verehrern in seine nächste und vertrauteste Nähe zu ziehen. Er erkannte in ihm das reine Objekt, und erzog sich dieses zu dem Verfasser der „Gespräche“, wofür wir ihm heute nur dankbar sein können. Diese Gespräche sind Goethes eigenes Werk, wie ihr Verfasser sein Werk war.

Bloesch

Neue Briefe von Goethes Freundin Bäbe Schultheß. Durch den herrlichen Zürcher Goethefreund, welcher der deutschen Kulturwelt die erste Bearbeitung von Goethes Wilhelm Meister, „Wilhelm Meisters theatralische Sendung“, zurückgab, ist die Aufmerksamkeit der großen Goethegemeinde wieder mehr denn je auf des Dichters Zürcher Freundin Barbara Schultheß gelenkt worden. Daß der „Frau Bäbe“, die ein warmes Gemüt mit einem ausgesprochen mütterlichen Wesen verband, unter den besten und treuesten Freundinnen Goethes allezeit ein Ehrenplatz ge-

bührt, hat der Herausgeber des „Ur-Meister“, Harry Maync, in seiner schönen Einleitung nachdrücklichst betont; war diese zürcherische Aristokratin und Fabrikantenfrau doch „von großer Selbständigkeit und Festigkeit, durch und durch gesund und tüchtig, dazu klug und fein“. Diese sympathische Frau, deren sorgfältiger Abschrift wir den Wiedergewinn von „Wilhelm Meisters theatralischer Sendung“ verdanken, hat in den Jahren 1786 bis 1804 dem Schaffhauser Professor, Pfarrer und Politiker Joh. Georg Müller (1759—1819), dem tüchtigen Bruder des berühmten Geschichtsschreibers Johannes von Müller — 40 Briefe geschrieben, welche erst vor kurzem auf der Ministerialbibliothek zu Schaffhausen entdeckt wurden. Ein junger Zürcher Theologe, Georges von Schultheß-Rechberg, hat diesen Briefbund im Zürcher Taschenbuch pro 1912 (Verlag von Beer & Cie., Zürich) herausgegeben und kommentiert. Das schöne, sympathische Bild, das uns aus den schon bekannten Briefen Barbara Schultheß' entgegenstrahlt, wird durch diese 39 neuen Briefe und Billets an den Schaffhauser Gelehrten, der sich durch die Herausgabe von Herders Werken so wesentliche Verdienste erwarb, um nichts geändert. Aber bestätigt und vertieft wird dieses Bild doch in erfreulichster Weise. Als sorgliche Hausfrau, als herzliche, fromme Mutter, als zart empfindende, teilnehmende, dienstbereite Freundin, als angeregte und anregende Teilnehmerin an dem freieren, höheren Innenleben dieser Zeit, — also tritt uns in diesen neuen Dokumenten Goethes Zürcher Freundin entgegen. Daß Frau Bäbe eine „reiche, edle, in sich geschlossene Persönlichkeit“ war, bezeugt jeder dieser Briefe, welche auch in kulturgeschichtlicher Hinsicht nicht ohne jegliches Interesse

sind. Was z. B. in manchen Briefen über die Postverhältnisse jener Zeit und die viel-erörterte Haupt- und Staatsaktion vieler Briefe, die Anschaffung eines *Claviers* für den geliebten Schaffhauser Freund ausgeführt wird, wird der Freund der Sittengeschichte nicht ohne vergnügliche Teilnahme lesen. Auf den Namen ihres großen Weimarer Freundes, der ja allerdings nach seiner Italienreise seine Beziehungen zu ihr fast ganz abbrach, stößt man in diesen Briefen freilich nur ein einziges Mal. Am 16. März 1793 schreibt Barbara Schultheß J. C. Müller unter anderem kurz: „Goethe ist wieder in Weimar — aber die Herzogin in Jfort (Frankfurt).“ Den letzten ihrer Briefe, welche Bäbe Schultheß immer schlicht mit einem Sch. unterzeichnet, läßt sie in den Satz ausklingen: . . . „Wir haben Ein Ziel, mein Lieber — und eine Ermunterung aus dem Herzen eines Freundes, mutig den oft schmalen Pfad fortzuwandeln, ist Wohltat, daran wir uns am Ziele freuen werden.“ — Auch der hallende Sturmschritt der Weltgeschichte fand in diesen Briefen dieser vielseitig interessierten Frau hin und wieder ein wahrnehmbares Echo. Als im Jahr 1793 die französische Revolution mit der Hinrichtung des Königs Ludwigs XVI. und der Einsetzung des Revolutionstribunals ihren blutigen Höhepunkt erreicht hatte, schrieb Bäbe Schultheß ihrem Schaffhauser Freunde voller schmerzlicher Enttäuschung: . . . „Wie vieles möchte ich Ihnen noch sagen — aber ich werde immer gestört . . . was werden uns wohl die nächsten Briefe aus Frankreich bringen . . . sobald hätte ich 2: Wort vor einem $\frac{1}{2}$ Jahr nicht erfüllt zu sehen geglaubt als es nun geschieht . . . „es wird sich jeder rechtschaffene Franzos seines Namens schämen.“

Dr. W. Wetstein

Bibliothek der Romane. Herausgegeben

von Paul Ernst. Jährlich 10 Bände von 350 bis 500 S. In Leinen à 3 Mk., in Leder à 5 Mk. der Band. Im Inselverlag zu Leipzig.

Wir vermissen ein Vorwort, das uns mit Tendenz, Richtlinien und Umfang dieser neuen verdienstvollen Veranstaltung des Inselverlags bekannt machte. Der knapp gehaltene Prospekt, der sich auf die Angabe beschränkt, daß die Sammlung „die besten Romane der Gegenwart und Vergangenheit Deutschlands und des Auslandes“ vereinigen soll, vermag dieses ebensowenig zu ersetzen, wie das trocken und farg sich gebende „Nachwort“ am Schlusse der meisten Bände, das in Anbetracht seines wenig bedeutenden, wenig neuen und ausreichenden Gehalts überdies durchaus entbehrlich wäre, mit einziger Ausnahme vielleicht der feinen Analyse am Schlusse von Flauberts „Madame Bovary“, die der Herausgeber indes schon vor einem Vierteljahrhundert niedergeschrieben hat. Entweder man hat zu einer Dichtung, die man der Öffentlichkeit näher bringen will, etwas Ergänzendes und Einführendes zu sagen, oder nicht. Wollte der Verlag — und das ist anzunehmen — die einzelnen Bestandteile dieser „Bibliothek“ in gediegener Ausstattung (roter Umschlag, schöner Druck, gutes Papier) und Übertragung weitesten Kreisen zugänglich machen, so wäre ein womöglich populär gehaltenes und eingehendes Vorwort in den einzelnen, von einander so sehr verschiedenen Werken sehr wohl am Platze gewesen. Da dieses indes nicht vorhanden ist, so möge ohne weiteres zugegeben werden, daß die bisher von der Veranstaltung berücksichtigten Schöpfungen auch ohne es, durch ihre superioren und unverkennbaren Qualitäten allein schon, sich dem allgemeinen Interesse empfohlen halten. Eingeleitet wird das Unternehmen durch jenen von anschaulicher Schilderung und plastisch gestalteten

und geschauten Charakteren strogenden Roman der Louise von François (1817 bis 1893) „Die letzte Redenburgerin“, der, durch Gustav Freytag entdeckt, 1871 erschien, eine ständige Zier des Schreibtiſches Friß Reuters bildete, von Karl Hillebrand als ein in unserer Literatur fast einzig dastehendes Werk gepriesen ward, seinen Verfassern die Gunst Conrad Ferdinand Meyers eintrug und von der Ebner-Eschenbach so hoch eingeschätzt wurde, daß sie enthusiastisch erklärte, sie würde für ihn alle ihre Werke hingeben! „Die letzte Redenburgerin“, meint Richard Moritz Meyer, „bleibt unzweifelhaft übrig, wenn man die Unmasse der deutschen Romane durch das engste Sieb schüttet . . . das Ganze durchdringt eine Poesie, die mehr wert ist, als der üppige Bilderreichtum mancher vielgepriesener Stilkünstler. Der herbe würzige Erdgeruch einer unbedingten Ehrlichkeit verschmilzt mit dem Hauch einer milden, ruhigen Menschenliebe, für die jede Lehre eine gute Tat, und jede gute Tat eine Lehre ist. Hierin ist ihr nur eben Marie von Ebner vergleichbar. . .“ Mit der „Letzten Redenburgerin“ in der Meisterschaft der Beobachtung verwandt sind die beiden ihr unmittelbar sich anschließenden Romane „Niels Lyhne“ des Dänen Jens Peter Jacobsen (1847—1885) und „Frau Bovary“ des Franzosen Gustave Flaubert. Beide, Jacobsen wie Flaubert, gleich Heine, Merimée und Tolstoi Desillusionisten durch und durch, gehören sie zu den bittersten Darstellern unserer Zeit, deren Menschen sie in ihrer ganzen Nacktheit und zergliedert bis in die subtilsten Regungen ihrer Seele vor uns hinstellen. Daß Flaubert dabei rigoröser, unerbittlicher und realistischer zu Werke geht, als der sensible und zarte Däne, das liegt vor allem in dem Stoffe seiner Erzählung

begründet, der, wie Ernst bemerkt, zum „Trostloſesten“ zählt, „was je ein Mensch niedergeschrieben hat“. So konnte es auch nicht ausbleiben, daß der Roman bei seinem Erscheinen (1856) auf Widerstände und Entrüstung stieß und selbst den Staatsanwalt beschäftigte. Nach den in seinen Spuren entstandenen Sittengemälden Emile Zolas und der Brüder Concourt lernte man ihn indes vorurteilsloser beurteilen, und der heutigen Menschheit ist der grausame Naturalismus der „Bovary“ etwas Gewohntes, in keiner Weise Aufregendes mehr . . . über Jacobsens, 1880 erschienenen „Niels Lyhne“ sind die Meinungen nur selten auseinander gegangen. Das ist ein Werk, dessen innerer Wert auch die Gegner der vielen von ihm beeinflussten Deutschen nicht zu leugnen vermögen. Eine Dichtung von einer Stimmungsgewalt und psychologischen Feinheit, wie sie seit Storm nicht wieder geschaffen wurde. . . . Was endlich den vierten der uns vorliegenden Romane der Sammlung anbelangt: Walter Scotts „Ivanhoe“, so ist darüber nichts zu sagen, was nicht alle schon wußten. Scott ist der Schöpfer des modernen historischen Romans, den er mit allen Requisiten einer großartigen Phantasie und Darstellungskunst ausstattete. Der „Ivanhoe“ ist nicht nur eines der besten, sondern das populärste der geschichtlichen Gemälde dieses „schottischen Zauberers“, wie ihn Richard Moritz Meyer nennt. „Sein großes Geheimnis, die Erfassung der nationalen Gesamtpersönlichkeit durch die Jahrhunderte, lernte ihm erst Wilibald Alexis ab, „der einzige seiner zahllosen Nachahmer, der neben ihm mit Auszeichnung genannt werden darf. Die „Bibliothek der Romane“ wird auch aus seinem Schaffen eine Probe bringen, wie sie es sich überhaupt angelegen sein läßt, man lese nur das Inhaltsver-

zeichnis der ersten Romanserie typischste und für die Entwicklung des Romans bedeutendste Erscheinungen sich einzuverleiben. . . .

Dr. S. Markus

Alfred Freiherr von Berger. „Hofrat Eysenhardt“. Wien, Deutsch-österreichischer Verlag.

Das neue Buch des Burgtheaterdirektors, eine Novelle, ist geeignet, auf dreierlei Weise Interesse zu erregen: in Wien vielleicht zunächst stofflich, da man sich sagt, daß eine Gestalt des öffentlichen Lebens, welche die Umrisse für dieses Charakterbild geliefert haben könnte, hier vor Jahren unter den Lebenden wandelte; dann aber in hervorragendem Grade als psychologische Studie. Nichts Geringeres nämlich ist der Gegenstand der Erzählung, als zu zeigen, wie ein leidenschaftlich eifriger und sehr bedeutender Kriminalbeamter aus Bedingungen hervorzuwachsen und in seinen letzten Entwicklungsmöglichkeiten innerlich Zielen zuzuneigen vermag, wie sie Anfang und Höhepunkt einer — Verbrecherlaufbahn kennzeichnen. Drittens und letztens — aber keineswegs am wenigsten — versteht Bergers Arbeit durch rein artistische Qualitäten zu fesseln. Nur ein in Wirklichkeit souverän beherrschtes und disponiertes Material kann in einer scheinbar so losen Gestaltung so geschlossene Wirkung üben. Der Verfasser läßt eigentlich nur seine Quellen sprechen: zuerst ist als solche

die öffentliche Meinung über Hofrat Eysenhardt angeführt, wie sie zur Zeit seiner größten Popularität, als man ihn im Amt und auf der Straße mit Scheu und Bewunderung zu beobachten pflegte, sich herausbildete; dann folgen Mitteilungen eines persönlichen Bekannten Eysenhardts, der Aufschluß über seine Jugend und sein Emporstreigen zur jetzigen Größe zu geben weiß; hierauf ein Résumé des Verfassers über eine biographische Niederschrift Eysenhardts in der Periode der Peripetie zu geistigem Niedergang; und schließlich ein Bekenntnis Eysenhardts selbst, das die innere Katastrophe schon enthält, die äußere vorbereitet. Mit welcher feiner Kunst ist also die Intimität dieser Zeugnisse parallel zum Vordringen in das Innenleben des Helden und zur Entwicklung der Handlung gesteigert! Wie weit an der Hand dieser Darstellung selbst der Leser zum Meister über den Stoff gemacht wird, geht daraus hervor, daß der katastrophale Abschluß, zu der anfangs gewählten Form des äußerlichen Tatsachenberichtes zurückkehrend, jetzt auf unsere psychologisch begründende Mitarbeit zählen kann.

Nunmehr den Inhalt als solchen Berger verstümmelt nachzusprechen, verbietet aber der Eindruck, den einem auch die ganz formelle Seite von des Verfassers Können, der Stil des Erzählers, hinterlassen hat.

J. Baumgartner

Für den Inhalt verantwortlich der Herausgeber: Franz Otto Schmid. Schriftleitung: Dr. Hans Bloesch, Herrengasse 11, Bern, an dessen Adresse alle Zusendungen zu richten sind. Der Nachdruck einzelner Originalartikel ist nur unter genauer Quellenangabe gestattet. — Druck und Verlag von Dr. Gustav Grunau in Bern.